Die Probe aufs Exempel

Vor mehreren Jahrzehnten erregte Professor Gall großes Aufsehen durch seine Methode, den Charakter und die Veranlagung des Menschen aus seiner Schädelform zu erkennen. Zar Alexander II. lud nun den berühmten Gelehrten einmal nach Petersburg, um ihn auf die Probe zu stellen. Er führte ihn dazu in eine Versammlung von ordengeschmückten Generalen und Hofleuten. Professor Gall ging von einem zum andern und besah mit prüfendem Blick die Schädelbildung. Es schien aber, als ob ihn hier zum erstem Male seine Wissenschaft im Stich ließ, denn je weiter er untersuchte, desto mehr wuchs seine Verlegenheit. Der Zar aber forderte ihn auf, ohne Scheu und schonungslos die Resultate seiner Prüfung mitzuteilen.

Professor Gall nahm alle der Reihe nach noch einmal vor. „Dieser Herr", erklärte er bei dem ersten, „verrät einen außergewöhnlichen Scharfsinn, ein ungemein starkes Talent, sich Fremdes anzueignen. Seine Moralbegriffe schneiden sich oft scharf mit der gewöhnlichen Norm, ohne darum ideal im eigentlichen Sinne zu sein."

Der Zar lächelte.

„Was jenen Würdenträger vor allem auszeichnete," sagte Gall beim nächsten, „ist eine starke Leidenschaft für das Unwirkliche, eine Neigung, alles in einem eigenartigen Lichte darzustellen. Doch ist er keineswegs Phantast oder Poet."

Der Zar lächelte noch geheimnisvoller.

Gall wandte sich einem ordenübersäten General zu, untersuchte ihn sorgfältig und schwieg. Erst auf das wiederholte Drängen Alexanders wagte er sich zu äußern.

„Euer Majestät General", erklärte er, „ist meines Erachtens eine außerordentlich kriegerische Natur, sein Element ist jedoch keineswegs die offene Feldschlacht."

Alexander lächelte nur.

Auch beim nächsten General geriet Gall in große Not.

„Dieser scheint kein toller Draufgänger zu sein, sondern ein klug berechnender Stratege, ein Meister der Kriegslist. Er versteht es, den Feind aus sicherem Hinterhalt zu vernichten."

So untersuchte er die ganze Gesellschaft, wobei seine Verlegenheit von Fall zu Fall wuchs. Schließlich wandte er sich entschlossen an den Zaren:

„Ich bitte Eure Majestät, mir die weitere Untersuchung zu erlassen, sonst müßte ich entweder meine Methode widerrufen oder aber mir die Würdenträger des russischen Reiches zu Todfeinden machen."

„Sie werden keineswegs von beiden tun, Herr Professor", sagte der Zar und schlug mit einem Stäbchen an eine silberne Glocke.

Die Türen sprangen auf, der Saal füllte sich mit bewaffneten Leibgardisten, die die Generäle und Würdenträger, die in Wirklichkeit verkleidete Verbrecher waren, festnahmen und rasch abführten.

„Der Herr mit dem starken Talent, sich Fremdes anzueignen," erklärte Alexander dem verblüfften Gelehrten, „ist ein abgefeimter Taschendieb, der Würdenträger mit der Leidenschaft für das Unwirkliche ist ein Betrüger und Urkundenfälscher, der überaus kriegerische General ein zum Tode verurteilter Mörder und der klug berechnende Stratege, der den Feind aus dem Hinterhalt zu vernichten trachtet, ein berüchtigter Giftmischer."

Professor Gall hatte sich seiner Diagnose also nicht zu schämen!

W. Wendling.

Die Sage von Quedlinburg

Der Sage nach soll die Stadt Quedlinburg ihren Namen von einem Hündchen namens Quedl haben, mit dem es folgende Bewandtnis gehabt haben soll. Die Kaisertochter Mathilde wurde von einem ungeliebten Freier verfolgt, der von ihrem Vater begünstigt wurde. Sie aber wollte ihr Leben Gott weihen und wies den Freier ab. Als ihr Vater sie zwingen wollte, flehte sie zu Gott, er möge ihr ihre Schönheit nehmen und sie häßlich machen, damit sie ihm ihr Leben weihen könne. Einst erschien ihr nun der böse Feind und versprach ihr, das Herz des Freiers von ihr abzuwenden, wenn sie ihm Leib und Seele übergeben wolle. Mathilde besann sich einen Augenblick, dann ging sie auf den Pakt ein, doch unter der Bedingung, daß der Teufel sich ihrer erst bemächtigen dürfe, wenn er sie in drei Nächten hintereinander schlafend fände. Der Teufel war es zufrieden. Nun begann sie an einem prächtigen Teppich zu wirken, und nahm ein Hündlein namens Quedl zu sich, das sie mit seinen drolligen Späßen und Sprüngen wach erhielt, sodaß sie jede dritte Nacht durchwachte und der Teufel nicht zu seinem Ziel kommen konnte und endlich von ihr abließ. Darauf widmete sie sich dem geistlichen Stande und errichtete ein Stift, dessen erste Aebtissin sie wurde. Ihrem Hündlein zu Ehren nannte sie das Stift Quedlinburg.

Der erste Schultag

„Hans! — Hans!"

Noch ein paarmal mußte die Mutter rufen.

„Du mußt doch zur Schule!"

Die Pflicht tritt zum ersten Male in das Leben des Kindes. Tag für Tag wird es von nun an heißen: „Du mußt!"

Die Mappe liegt schon da mit den Heften darin und der Fibel, mit der gefüllten Federtasche, und daneben die Frühstückstasche.

Die Mutter denkt an ihren ersten Schultag. Selbst der Großvater blickt zurück.

Er sieht sich mit der vom Vater ererbten Schiefertafel, die schon einen Sprung hat, mit dem hölzernen Pennal, in dem der mit marmoriertem Papier beklebte Griffel steckt. Er sieht den Wischlappen, der durch einen Bindfaden mit der Tafel verbunden ist. Ein Schwamm war zu teuer. Er sieht die Fibel mit den paar Bildern — die ersten, die er in seinem Leben erblickte, — nur die Mappe, den Ranzen sieht er nicht. Soviel Geld ...!

Er sieht, wie das Pennal durch den Federkasten verdrängt wird. Durch einen gestrichenen Kasten mit Schiebdeckel, mit geschlitztem Deckel, der sich in einem Scharnier bewegt, einem Deckel mit druckknopfartigem Verschluß .. Ja, er sieht sogar schon eine Federtasche.

Das ist lange her.

Er hört seinen Vater sprechen: „Als ich — nach 70 — in der Fabrik arbeitete, da habe ich einem älteren Arbeiter immer die Briefe an seine Frau geschrieben. Lesen hatte er gelernt. Wer auch schreiben lernen wollte, hatte ein paar Groschen Schulgeld mehr zu bezahlen, und das ging über die Kraft der Eltern." Und seine Großmutter sieht er.

„Schräiven (geschriebene) Schrift kann ich nich läsen." Und dann übermütig:

„Hans von Dräsen
Hat's geschrieben und kann's
nicht läsen."

Und nun lernen sie immer mehr, und wenn sie's Abiturium haben und wissen nicht, was beginnen, sagt die Schule:

„Es bietet sich Gelegenheit, die Buchbinderei zu erlernen. Auch Feinmechaniker ..."

Der Großvater schüttelt den Kopf. Ehemals machte man die Handwerker zu Gelehrten, heute möchte man die Gelehrten zu Handwerkern machen. War doch dicht vor den Toren Berlins — in Borhagen—Rummelsburg — vor reichlich 100 Jahren ein böhmischer Wollspinner Lehrer und als er 1796 in hohem Alter sein Amt niederlegte, war es Jahre hindurch nicht möglich, Ersatz zu bekommen. Erst im Jahre 1808 wurde die Stelle wieder besetzt. Diesmal durch einen Weber.

Hans aber hat inzwischen seinen ersten Schultag angetreten. Bald wird er zurückkommen, eine große Zuckertüte im Arm. Mählich wird er sich an das Muß gewöhnen. Die Eltern aber stehen voller Hoffnungen und Erwartungen. Wünschen wir ihnen, daß sie nicht enttäuscht werden. Der erste Schultag ist nicht der größte Sorgentag. Weit größer ist der letzte. Er stellt die Frage: „Was soll nun aus dem Jungen werden?"

V. Leppin.

Veilchen

Am Wiesenhang blühen die Veilchen.

Unterm dürren Grase stehen sie, wie kleine Splitter der ewigblauen Himmelsglocke.

Und die Kinder jubeln und halten in runden Fäusten die Veilchen, die blauen Veilchen ...

Ein alter Mann geht vorüber, gebeugt auf den Stock, und sieht die Blumen, und Erinnerung wacht in ihm auf, groß und beglückend. Blonde Mädchenzöpfe wirbeln durch seinen Sinn, und sonnige, frühwarme Tage. Dahin, dahin ...

Ein Fuhrmann zieht die Straße daher, hält sein Gespann an, bricht ein Büschel Veilchen und steckt sie den Pferden hinters Ohr. Ein Lehrer mit seiner Klasse naht, spricht lateinische Namen und erklärt, warum das Veilchen diese und keine andere Wurzel hat. Das ist nützlich zu wissen, gewiß; nützt aber keinen Pfifferling, wenn den Kindern die Veilchen nicht ins Herz gepflanzt werden, ins Herz, wo so bald die ach! so gepriesene moderne Zivilisation ihr Geröll und ihren Schutt abladen wird. Wenn nicht so ein Veilchen, so ein Stückchen Himmelsblau im Alltag zaghaft blüht, was nützt dann das ganze Leben?

Veilchen, Veilchen.

Sie blühen an allen Orten, sie machen Menschen froh und nachdenklich.

Sie sind kleine, blaue Fähnlein, die lustig flattern im Winde. Himmelsfähnlein ...

H. Gäfgen.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 16 Sonntag, den 15. April Jahrgang 1928

Der glücklichste Festtag der Kinder

Weißer Sonntag

Nur einmal blühst du uns im Leben
Wie eine Wunderblume licht,
Verklärend unser Erdenstreben,
Verklärend unser Angesicht.

O Tag des Herrn, o Tag der Seele,
Wo beide sich am Herzen ruh'n,
Wo Gnade nur und keine Fehle,
Wo himmlisch unser Sein und Tun.

Ach, wer an diesem Tag gestorben,
Da Gott sein Gut, sein Gut allein!
Was Erdensorgen sich erworben,
Es ist nur Traum, es ist nur Schein!

Zu rasch bist du, o Tag, entschwunden,
Wie eine Blume rasch erbleicht;
Und doch hab' ich noch nichts gefunden,
Was diesem heil'gen Tage gleicht!

Schönster Tag des Lebens, der weiße Sonntag, herrlich und erhaben für die Alten wie die Jungen: Blütentag der Kindheit, Meilenstein der Seele und des religiösen Lebens. Von ihm aus strahlt ein helles Licht bis in die spätesten Tage, an ihn knüpft sich der Gedanke an der Kindheit schönste Zeit. Weißer Sonntag, Tag der Freude und des Jubels, Tag der Innigkeit, Tag kindlicher Unschuld.

Weiß heißt der Sonntag, weil die Unschuld zum erstenmal den Heiland empfängt, der künftighin Seele, Sonne und Mittelpunkt des Lebens sein soll. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich." Wahrlich und wirklich, die kleinen weißen, unschuldigen Mädchen und die lieben Buben, sie sind der Mittelpunkt des Tages. Es naht die Stunde, deren Inhalt größer ist als manches lange Erdenleben, von der ausgeht die Stärke und Kraft, die Liebe und Sehnsucht, in die hineinfällt der Kindheit Höchstes und Schönstes, die Unschuld, in der diese Unschuld Triumphe feiert in der Vereinigung mit Christus, dem König der Welt, dem Beschützer und Liebhaber der Jugend.

Wie freut sich das kleine Seelchen auf diesen Tag, wie zittert es vor Ungeduld der Stunde entgegen, wie erleben mit ihm alle diese Stunde größter Feierlichkeit, Vater und Mutter, Schwester und Bruder. Sie winden das Kränzchen um das unschuldige Haupt der kleinen Braut Christi, sie binden das Sträußchen für den reinen Buben, der mit dem Heiland die erste Zwiesprache hält. Weißer Sonntag, Tag der Freude und des Jubels für die Kleinen, Tag seliger Erinnerung für die Großen.

Wer zurückblickt auf diesen schönsten aller Tage, der hat den Ausgangspunkt für's Leben gefunden. Von hier an reihen sich Tage der Freude und des Kummers, Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre ernster, bitterster Arbeit im Kampfe mit dem Leben. Hier Rückschau halten vom Meilenstein des Erstkommunionstages heißt ehrlich sein mit sich selbst, heißt wägen und wagen, ob der unschuldigen Kindheit eine glückliche Jugend folgte, ob wir den Sinn des Lebens erfaßt haben. Glücklich wer von sich sagen kann, daß der schönste Tag des Lebens Anfang war zum Siege über sich selbst, daß der Tag der Erstkommunion heute noch strahlt in unser Leben hinein!

Im Kreislauf der Geschichte schreiten die Kinder, wie wir damals, zum erstenmal zum Tische des Herrn. Sie holen sich Kraft und Sonne fürs Leben; eine Weihestunde, wie sie heiliger im Leben nie wiederkehrt.

Wohl dem Kinde, dessen Mutter auch weiterhin seine Hand ergreift und ihm hilft, daß der Weiße Sonntag in seiner Seele nie verschwindet!

O sel'ge Stunde, die mir Heil gewährt,
Mein Herr und Gott, sei tausendmal gegrüßt,
Nun ward' in Dir mein ganzes Sein verklärt,
Von Himmelswonnen wundersam versüßt!

Den Erstkommunikanten

Frühlingsblumen, gar so lieblich, keusch und zart,
Haben heute liebeglühend sich um den Altar geschart;
Zu der Sonne ihres Lebens schaun empor die Blütendolden,
Taubenunschuld in den Augen, in den strahlendklaren, holden.

Heilandsblicke, gar so gütig, ruhen mild
Auf dem, für die Menschen und die Engel, herzerquickend Bild;
Und er breitet seine Arme, alle an sein Herz zu ziehen,
Die da heute „ganz sein Eigen" voller Lieb und Reinheit glühen.

Himmelsbräute, in dem hochzeitlichen Kleid!
Heute euch der „ew'ge König" in die Zahl der Streiter reiht;
Makellos im Lebenskampfe euren Treueschwur bewahret,
Daß er einst am Weltentage, so wie heut, euch um sich scharet.

So wie heut muß euer „Glaube" immerdar
Felsenfest und ohne Wanken euch begleiten Jahr um Jahr,
Voller Kindeseinfalt euer „Hoffen" stets umfassen Gottes Sohn,
Bis in „Lieb" er einst euch ladet zu der ew'gen Kommunion.

Auxilia.

Unter dem Schatten deiner Flügel

In der Gegend der Remsquelle liegt ein stattlicher Flecken, jetzt Bahnstation; das Flüßlein spült seine Wellen mitten durch den Ort; die Kühe und Kälber sowie die barfußen Buben waten ungeniert mitten durchs Wasser, die Erwachsenen benutzen den hölzernen Steg, der seit alten Zeiten die beiden Dorfhälften miteinander verbindet. Unten vor dem Dorfe macht das Wasser, welches dort einen kräftigen Bach aufnimmt, eine Krümmung und hat etwas rascheren Lauf. Dort steht seit urdenklichen Zeiten die Mühle zwischen dichten Büschen, Erlen und Weiden, und das große Rad dreht sich lustig klappernd Tag und Nacht. Zwei Wege treffen da zusammen an der Hauptstraße, die durchs ganze Tal hinabführt, Gmünd zu, der schönen Metropole des Remstales. Es wäre ein militärisch wichtiger Punkt, diese Mühle, würden die Offiziere und Kriegskundigen sagen, wenn es sich um Krieg und Heerlager handelte; denn hier ist der Schlüssel zum ganzen breiten Tale, zu den Ortschaften; hier ist auch die breite, steinerne Hauptbrücke.

Doch an solche Sachen dachten die Bewohner der Mühle im Anfang des letzten Jahrhunderts nicht. Wohl hörte man gelegentlich einmal etwas von den Franzosen und dem Bonaparte und dem Krieg, aber das war ja weit weg, man sagte, in Italien und Spanien, oder gar in Aegypten, in Afrika drüben. Zeitungen hatte man noch nicht, und von Eisenbahnen und Telegraphen hatte die Welt keine Ahnung.

In der Mühle lebte die Müllerin, eine noch rüstige Witwe, mit ihren beiden Töchtern und dem alten Knechte, ruhig und friedlich, arbeitsam und christlich, wie man das damals auf dem Lande ja nicht anders gewohnt war. War auch kein Reichtum da, so herrschte doch auch kein Mangel, und das genügt für diese Welt. Und über alldem waren die Leute nicht verwöhnt und anspruchsvoll. Die Kinder der Müllerin, von denen das jüngere eben der Schule entwachsen war, indes das ältere im sechzehnten Jahre stand, waren brav und folgsam, die Freude der Mutter: zwei heitere, kerngesunde, unverdorbene Mädchen, denen die Reinheit ihres Innern aus den hellen Köpfchen und den blitzenden Augen leuchtete.

Die Müllerin war allenthalben beliebt; sie war gefällig gegen jedermann und gegen die Armen besonders gütig. Kein Bettler ging unbeschenkt vorbei, manchem armen Manne, der sein bißchen Korn und Roggen zur Mühle brachte, füllte sie aus ihrer eigenen Truhe noch Mehl nach in seinen Sack, und viele Tausend „Vergelt's Gott an Euch und Euren Kindern!" sammelte sie sich das Jahr über auf diese Weise.

Dann mochte sie wohl die beiden Mädchen anschauen, gar sorgenvoll, und beifügen: „Ja, für meine Kinder! Mag's ihnen zu gut kommen, wenn ich nicht mehr um sie bin!“ —

Die Tage gingen dahin wie die Perlen am Rosenkranze, der alle Abend in der Mühle gebetet wurde zur Mutter Gottes, gleichmäßig, ruhig, fromm. Da kam plötzlich die Nachricht, der Krieg sei jetzt am Rhein drunten ausgebrochen, die Franzosen und Oesterreicher schlügen aufeinander, und man fürchte, sie kämen noch näher her.

„Gott behüte uns vor diesem Schrecken!“ rief die Müllerin aus und schlug die Hände zusammen, indem sie voll Angst auf ihre Kinder schaute. Von da an betete man in der Mühle noch viel mehr als sonst. Aber das Gewitter des Krieges stieg immer weiter herauf am Himmel, zog näher und näher heran. Eines Abends flog die Kunde durch den Ort: die Oesterreicher sind in Gmünd und ziehen das Tal herauf — und am andern Vormittag sah man schon die Weißröcke dahermarschieren. Nach einer Stunde waren sie teils im Dorfe teils auf dem Felde einquartiert. Die Leute hatten genug zu tun, um für die hungrigen und durstigen Soldaten und ihre Pferde zu sorgen. Wenn sich auch die meisten ordentlich benahmen, so waren doch auch andere darunter, die sich manches erlaubten, was ihnen nicht gestattet war.

Und die Mühle?

Auch sie sollte Einquartierung erhalten. Die Müllerin betete wie in Todesangst, daß Gott sie doch verschone; sie beschwor die liebe Mutter Gottes, daß sie ihr doch beistehen möge. „Alles will ich ja gern hingeben, was ich habe, das letzte Stäublein Mehl, mein Vieh, die paar hundert Gulden, die ich mir erspart, wenn nur meinen Kindern nichts geschieht!“ jammerte sie. „O Mutter Gottes, nimm sie unter deinen Gnadenmantel! Du bist ja die Jungfrau der Jungfrauen, die Helferin der Christen, du liebst die Unschuld und die Tugend: nimm du die beiden Mädchen in deinen Schutz vor aller Gefahr! Und du, o heiliger Antonius“, so betete sie, zu einem alten Bilde an der Wand gewendet, „bitte für uns!“

Und wie von einer Eingebung erfaßt erhob sie sich und sprach mit zum Himmel schwurgleich erhobener Hand: „Herr Gott im Himmel, du weißt, daß ich immer nach Recht und Tugend gelebt habe. Du bist mein Zeuge, daß in meiner Mühle nie eines andern Eigentum verkürzt worden ist, auch nur um ein Stäubchen. Du weißt, daß ich meine Kinder behütet und erzogen habe in deiner Furcht. Nun mußt du auch zeigen, daß du unser Gott bist und daß du denen hilfst, welche dir gehorsam sind. Wir wollen die Geißel des Krieges gern tragen und hungern und darben: aber schütze die Seelen meiner Kinder vor der Gewalt der Schlechten!“

Während die Müllerin so betete, hielt drüben jenseits der Brücke ein Trupp Reiter; sie besprachen sich eifrig miteinander und musterten das Lager der Soldaten und die umliegende Gegend. Einer davon, mit einem Federhut auf dem Kopfe, ein noch junger, blühender Mann, teilte offenbar verschiedene Befehle aus. Jetzt gab er einem Adjutanten einen Wink, und der sprengte hinüber zu den Soldaten. Zwei Mann gingen darauf über die Brücke hinüber, am Bach hinab und der Mühle zu. Die Müllerin sah sie kommen; sie und der Knecht gingen hinaus, um zu fragen, was man von ihnen verlange.

Die Soldaten aber erklärten kurz: „Wir müssen Wache stehen, daß niemand ins Haus kommt. Ihr habt doch noch keine Einquartierung?“

„Nein“, war die Antwort; „aber was soll denn das Wachestehen? Wir haben ja nichts Böses getan.“

Die Soldaten lachten. „Das hat niemand gesagt“, war die Antwort, „aber wahrscheinlich wird ein Offizier hier Quartier nehmen, weil es der Eingang vom Orte ist. Sie reiten schon herüber, der Erzherzog und seine Offiziere.“

„Erzherzog — was für ein Erzherzog?“ fragte die Müllerin erstaunt. „Der wird doch nicht bei uns bleiben, der gehört ins Pfarrhaus, wo man besser eingerichtet ist. Wie heißt er denn?“

„Erzherzog Karl heißt er“, war die selbstbewußte Antwort des Soldaten: „das ist der Generalissimus vom ganzen Kriege gegen den Napoleon, der nächste nach dem Kaiser. Da müßt Ihr eigentlich einen Gulden zahlen, daß Ihr den nur in der Nähe sehen dürft. Richtig, jetzt reiten sie den Weg herauf.“ Im nächsten Augenblick hielten die hohen Herren vor der Mühle, und die Soldaten präsentierten, aber der Erzherzog winkte gleich ab.

Die Müllerin und der Knecht standen demütig vor der Haustüre. „Grüß Gott!“ rief der Erzherzog, „habt's Platz im Haus für uns?“

„Für den gnädigen Herrn Erz—Erzherzog wohl,“ war die Antwort, aber —“

„Aber für die andern nicht“, lachte er. „Nun, mein Bedienter muß schon da sein, und der Adjutant natürlich auch.“ Damit stieg er ab, die andern Offiziere ritten weg, und nun betrat der hohe Gast die Müllerstube. Als er das Kruzifix mit dem „Palmbesen“ in der Ecke sah und die Heiligenbilder an der Wand, fragte er gütig: „Sind's katholisch?“

„Ja freilich, gnädiger Herr!“ war die Antwort.

„Schön, schön, das bin ich auch,“ meinte er; „da braucht's keine Angst vor mir zu haben.“

„Die hätte ich auch nicht gehabt“, erwiderte die Müllerin, „Ihr seht so gütig und freundlich aus, Herr Erzherzog.“

Jetzt rief sie in die Kammer hinaus: „Sophie! Theres!“ und nun traten schüchtern ihre beiden Mädchen heraus. „Das sind meine Mädeln“, stellte sie dieselben vor, „und ich befehl' sie recht in Euren gnädigen Schutz, Herr Erzherzog.“

„Das soll nicht umsonst gesagt sein, Müllerin; es freut mich, daß Ihr Vertrauen habt zu einem fremden Soldaten. Die beiden Kinder stehen unter meinem persönlichen Schutze.“

Damit wandte er sich an die beiden Mädchen, fragte sie nach Namen und Alter, und dann legte er ab. Bald hatte er angegeben, welchen Raum er für sich wolle und wo der Adjutant sein Quartier habe; der Bediente wurde in der Scheune untergebracht.

Die Müllerin und ihre Töchter setzten frische Butter auf, Most, Schwarz- und Weißbrot, alles peinlich sauber, und luden dann den hohen Gast ein, es sich recht schmecken zu lassen. So war die Mühle zum Hauptquartier der ganzen Armee geworden, und die Insassen derselben befanden sich wohl dabei; denn die Herren, der Erzherzog wie sein Adjutant, waren als echte Soldaten höchst anspruchslos und einfach. Das Kochen hatte der Müllerin am meisten Angst gemacht; denn solch ein Herr, der beim Kaiser und bei Königen zu Tisch gesessen ist, was soll man ihm vorsetzen? Aber auch hierin war ihre Angst umsonst gewesen. Der Herr ließ sich die einfache Brotsuppe, ihre Mehl- und Eierspeisen und „Küchlein“ trefflich schmecken, und außerdem gab's ja noch Geflügel, und darauf verstand sich die Müllerin. Der Feldmarschall lobte sie und die Kinder bei jeder Gelegenheit.

So gingen mehrere Tage dahin, Truppen kamen und gingen, Reiterei und Geschütze und Fußvolk verschiedener Art; die Mühle blieb das Hauptquartier.

Mit Besorgnis erwartete der Erzherzog unterdessen Nachrichten, das sah man wohl.

Eines Abends spät kam ein Reiter dahergesprengt, dessen Pferd halbtot geritten war. Es gab eine ernste Verhandlung drinnen; im Dorfe wurde es lebendig, man spannte an, sammelte sich, und der Abmarsch begann. Als der Feldmarschall in die Mühle zurückkam, sprach er zur Müllerin: „Nun müssen wir abziehen, leider! Wir können es nicht hindern, daß der Feind hier herum vordringt.“

„Um Gotteswillen!“ rief bestürzt die Müllerin, „die Franzosen kommen?“

„Es wird wohl so sein“, sagte der Erzherzog, „und die werden wohl nicht alle so manierlich sein wie wir.“

„O, wenn wir doch nur sterben könnten, ehe diese Menschen da sind!“ jammerte die Frau.

„Nun, auch die Franzosen müssen Manneszucht halten“, tröstete der Marschall; dann fügte er an: „Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wenn Ihr Geld oder sonstige Kostbarkeiten oder Wertpapiere habt, vertraut sie mir an: ich nehme sie mit mir und werde Sorge tragen dafür, daß nichts davon kommt. Wenn dann die unruhige Zeit vorüber ist, dann schicke ich Euch alles miteinander wieder zu; was meint Ihr!“ (Dieses Anerbieten des Erzherzogs ist fast wörtlich wiedergegeben.)

Die Müllerin sah mit feuchten Augen den edlen jungen Herrn an. „Gott vergelt's Euch tausendfach, wie gütig Ihr seid“, sagte sie; „aber Geld und Kostbarkeiten haben wir nicht; die paar hundert Gulden, welche da liegen, brauchen wir wohl für uns; Kapitalien haben wir nicht zusammengebracht. Aber etwas anderes, was mir kostbarer ist als all mein Besitz, das möchte ich freilich irgendwohin in Sicherheit bringen.“

„Was ist das?“ fragte der Erzherzog.

Die Müllerin deutete hinaus durchs Fenster in den Garten, wo ihre beiden Töchterchen eben Salat holten. „Die Kinder“, sprach sie leiser. „Man weiß, was die Franzosen für leichtlebige Menschen sind. O Herr Erzherzog, könnten Sie mir nicht sagen, wohin ich die Mädchen schicken soll, wo die Eindringlinge etwa nicht hinkommen? Ich würde ja lieber Schulden auf das Haus machen, wenn ich nur die Kinder gut aufgehoben wüßte. O, wie hab' ich gesorgt und gebetet, bevor Sie gekommen sind ...“ Und nun erzählte sie ihm kurz, was wir anfangs mitgeteilt haben.

Der Erzherzog hatte wiederholt mit Rührung auf die treue Mutter geschaut. Jetzt war er offenbar mit seinem Entschlusse fertig. Er sagte gütig: „Mutterl, da kann geholfen werden. Ich hab' Euch angeboten, Eure Kostbarkeiten mitzunehmen und sie Euch aufzubewahren. Würdet Ihr mir die beiden Mädeln nicht anvertrauen?“

Die Müllerin starrte einen Augenblick wie ungläubig den Erzherzog an.

Er aber sagte: „Seht, voraussichtlich geht's jetzt wieder Wien zu, da bin ich daheim. Da würde ich die Sophie und die Theres mitnehmen, wenn wir morgen mittag weggehen; wo wir Rast machen, bleiben die Kinder in meiner Hut; wenn's fehlt, übergebe ich sie einem Frauenkloster auf kurze Zeit; dauert der Krieg an, so bringe ich sie nach Wien hinunter, dort sollen sie brav arbeiten und lernen; bei uns z'Haus gibt's viele Stellen, meine Mutter wird eine Freud' haben, wenn ich zwei Schwabenkinder mitbringe. Und wenn dann wieder Ruhe ist, dann schicke ich die Mädeln auf meine Kosten Euch zurück. Wollt Ihr sie mir anvertrauen?“

„Mit tausend Vergelt's Gott!“ rief die Müllerin; „wie Ihrem Schutzengel vertrau' ich die Kinder Euch an, edler Herr!“ Und sie küßte ihm die Hand.

Die beiden Mädchen wurden gerufen undd ihnen die große Eröffnung gemacht. Sie schlossen sich ohne viel Zaudern an, obgleich der Abschied ihnen unsäglich wehe tat. Diesen Abschied der Mutter von den Kindern wie von dem hohen Gast und Wohltäter mag sich der Leser wohl denken. —

Und wie ging es nun den beiden Mädchen? Das gäbe eine ausführliche Geschichte, ist aber bald erzählt. Von Dillingen aus kam der erste Brief an die Mutter. Die Kinder schrieben, daß sie gut angekommen seien, und waren voll des Lobes und Dankes. Später kam die Meldung, sie seien in Wien, und zwar bestens aufgehoben: sie konnten nicht genug rühmen, wie gut man mit ihnen sei, wie zufrieden, wie freundlich. Und schließlich, als die schrecklich lange Kriegszeit vorüber war, da fand die beiden Mädchen in Wien geblieben. Sie haben dort eine solche Stellung durch ihren Fleiß, ihre Treue und Gewissenhaftigkeit und ihre streng religiöse Solidität erhalten, daß für sie zehnmal besser gesorgt war, als es je der Fall gewesen wäre, wenn sie auch daheim gegen alles Erwarten gute Partien gemacht hätten. Und durch sie sind in das Haus des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, noch verschiedene Schwaben, Landsleute und Verwandte gekommen, welche aber alle das Vertrauen im besten Maße verdienten; Nachkommen von ihnen leben heute noch in Wien.

Das alles hat sich an die kurze Einquartierung des Erzherzogs Karl in der Mühle in jener reizenden Gegend Württembergs geknüpft, auf welche der sagenumwobene Rosenstein hoch und majestätisch herabblickt. Ein Wort des mächtigen Heerführers, der sich hier im schönsten Lichte der edelsten Herablassung und der christlichen Nächstenliebe zeigte, hat die Rettung der beiden braven Kinder aus schwerer Gefahr, ihr künftiges Lebensglück und das von verschiedenen andern Familien zur Folge gehabt. Aber auch die Betreffenden haben das Ihrige tun müssen. Wenn sie nicht brav, tüchtig und ganz zuverlässig gewesen wären, so hätte ihnen all die Huld auf die Dauer nichts geholfen. Und endlich: hätte die Mutter, die fromme Müllerin, ihre Kinder nicht so erzogen, hätte sie für dieselben nicht so gesorgt und gebetet in der Gefahr, und wäre sie nicht ihr Leben lang so gottesfürchtig gewesen, daß ihr Gebet solche Erhörung fand, dann wäre all das nicht geschehen.

Um dieser großen allgemeinen Wahrheiten willen ist dies Ereignis, das in engeren Kreisen nicht vergessen ist, mitgeteilt worden; es mag und soll allen sagen: „Es geht auf Erden nichts über eine fromme Mutter und eine religiöse Erziehung!“

* Aus: Heilige Jugendzeit. Verlag Herder u. Co., Freiburg im Breisgau. Dieses Buch mit sehr schönen Erzählungen für jugendliche Kommunikanten von K. Kümmel ist ein wertvolles Andenken an die Erstkommunion und sollte bei keinem Kinde fehlen.

Das Teegeschirr

Humoreske von Gerhard Schäke.

Als das alte neunteilige Teegeschirr bis auf den Sahnengießer zerschlagen war, teils von der Katze, teils von den das Geschirr handhabenden Personen, meinte meine Frau: „Es wäre an der Zeit, ein neues Teegeschirr anzuschaffen?“ — „Gewiß“, sagte ich, „aber möglichst ein schöneres als das alte.“

Ich könnte nun einige lehrreiche Sätze über die Zerbrechlichkeit unentbehrlicher Dinge und die Haltbarkeit notwendiger Gegenstände anschließen, aber ich möchte mich mit dem Aufzählen der Tatsachen begnügen. Ich sollte das Geschirr aus der Stadt mitbringen. Ich vergaß es. Ich vergaß es zum zweiten, dritten, vierten Male. Meine Frau wollte es mitbringen. Aber sie fand kein passendes Muster. Ein andermal vergaß sie es. Dann wiederum hatte sie nicht genügend Geld bei sich. Endlich wußte sie nicht, ob mir die Farben zusagen würden.

Vierzehn Tage lang sollte das Geschirr besorgt werden. Es kam nicht von selber. Schade.

Eines Tages führte mich meine Frau aber strahlend ins Zimmer, dessen mittelster Teil, also der Tisch und Stühle, als Speisezimmer gilt. Auf dem Tisch prangte das Teegeschirr. „Und denk' dir, Lieber, ein echt japanisches!“

Ich blinzelte. „Ich finde, es sieht allerdings wenig europäisch aus.“

„Aber bitte, ich habe mich nicht anführen lassen, hier ist der Garantieschein.“ Sie drückte mir ein briefbogengroßes Büttenblatt in die Hand. Es war über und über mit schlanken, graziösen Reihen torkelnder, kleiner, grotesker Soldaten bedruckt. So sah es also japanisch aus!

„Ja, heute kam ein Japaner mit einer dicken Reisetasche, fragte, ob wir echte japanische Sachen brauchten: Fächer, Geschirr, Amulette, Tee. Natürlich sagte ich ihm, daß ich das alles für Schwindel hielte. „O nein“, erwiderte er, „ich gebe Ihnen einen Garantieschein, hier, bitte sehr, staatlich beglaubigte Urkunde auf Echtheit, garantiert Tokio. Hier mein Paß. Sie sehen, ganz streng reell.“

„Und was hat es gekostet?“ warf ich ein.

„Bloß einundzwanzig Mark.“

Das neue Teeservice stand also in unserer guten Stube. Endlich war es da. Kanne, Zuckerdose, sechs Tassen. Roter Rand, rote Henkel, die Schnauze der hohen Kanne rot. Grüne Tannenzweige, auf denen rote Tomaten lagen, im Hintergrunde ein feuerspeiender, schneebedeckter Berg, ein Teehaus oder ein Tempel, es ist nicht genau festzustellen. Noch ein paar Berge und zwei kauernde schwarzhaarige, schlitzäugige, krumpfstrickende oder Reis mit Stäben essende japanische Damen. Natürlich! Diese Bilder befanden sich auf der Kanne. Die Tassen waren mit Bäumen, auf denen rotfarbene Eier klebten, Pagoden in Gelb, stilisierten Stiefmütterchen und ausgewachsenen Kümmelkernen bemalt. Es war wirklich apart. Beinahe echt japanisch.

Ich äußerte Zweifel ob der Herkunft. Meine Frau deutete stumm, aber bestimmt auf die gedruckte Urkunde. „Nun“, meinte ich, „Papier ist geduldig. Ich glaube, du bist angeschmiert worden.“

Wir debattierten noch eine Weile in sich steigerndem Tonfall. Die Unterhaltung fand ein Ende mit einer zerbrochenen Zuckerschale aus japanischem Porzellan. Sie war gegen die Wand gefallen.

Wir bekamen Besuch. Man bewunderte unser neues Geschirr. Es fand ungeteilte Aufmerksamkeit. Dabei gingen zwei Tassen kaput. Einer meiner Freunde begann von einem Dummkopf zu erzählen, der angeblich echte Kunstgegenstände für sündhaftes Geld gekauft hätte. Nachher hätte es sich herausgestellt, daß die Sachen aus einer Antiquitätenfabrik in Bunzlau stammten.

Herr Griemichen, einer meiner Geschäftsfreunde aus Chemnitz, kam uns besuchen. Er aß bei uns zu Mittag, wir besprachen stundenlang geschäftliche Dinge, schließlich lud ihn meine Frau noch zu einer Tasse Tee ein. Das schöne, neue Service kam auf den Tisch. Griemichen guckte nicht schlecht. „Was hamm Sie denn dafor bezahlt?“ fragte er grinsend.

„Einundzwanzig Mark“, erwiderte ich.

„Gucke an“, sagte er, „es bewahrheitet sich doch immer wieder: Am meisten verdient der Zwischenhandel! Das Geschirr kommt nämlich aus unserer Fabrik. Wissen Se, was es kostet?“

Wir saßen schweigsam und schamrot.

„Engros das ganze Geschirr komplett mit sechs Tassen 89 Pfennig ab Fabrik.“

Als Griemichen, der alle Sympathien bei meiner Frau seit diesem Tage verloren hat, gegangen war, fuhr meine Frau fuchsteufelswild auf: „Und der Garantieschein? Hat er den vielleicht auch gedruckt? Dein Geschäftsfreund aus Chemnitz will sich nur interessant machen!“ Sie bestand darauf, daß wir einen japanischen Uebersetzer aufsuchten, der uns den Beweis geben sollte, daß wenigstens der Garantieschein echt war.

„Nun“, sagt: ich zu dem Uebersetzer, als er einen Blick auf das Dokument geworfen hatte, „ist das Japanisch?“

„Gewiß“, sagte er, „es ist Japanisch, ein Geschäftsprospekt.“

„Siehst du“, triumphierte meine Frau, „der Japaner hat mich doch nicht angeschmiert. Wie steh' ich da?“

„Würden Sie mir den Text vorlesen?“ bat ich kleinlaut.

„Gern“, sagte der freundliche Herr und begann vorzulesen: „Potschü-fi-heng-ho, das beste Schuhputzmittel der Welt, echtes japanisches Fabrikat. Man nehme den Schuh —“

Da verließ meine Frau das Zimmer.

Glück.

Es ist ein Glück, wenn man alles hat, was man wünscht, aber ein noch größeres, wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Zschokke.

Höre auf zu wünschen, was du nicht hast, und du wirst alles besitzen, was du brauchst. Der Rat klingt seltsam genug — versuche ihn zu benützen, und du wirst so glücklich werden, daß du das sogenannte Glück überhaupt nicht mehr für dich verlangst. O. v. Leixner.